

1. Kapitel

Die Leute aus dem Dorf hatten schon lange auf eine schöne Geschichte gewartet. Und als sie sich langsam, aber sicher vor ihren Augen abzeichnen begann, wagten sie nach und nach, fröhlich zu werden.

Das Dorf liegt isoliert und abgelegen. Schon seit Jahrhunderten klammert es sich wie in einem Märchen an einer Bergwand hoch in den Alpen fest. Ein schmaler, steiler Weg führt dorthin, mit Kurven so scharf geschwungen wie die Haarnadeln von Donna Veneto. Die Eisenbahn kommt nicht so weit nach oben, nur zweimal in der Woche ein Bus. Die Menschen können ihn schon von ferne mühsam den steilen Hang hinaufkeuchen hören, und wenn sich die älteren Mädchen auf den ausgetretenen Treppenstufen vor der Kirche auf die Zehenspitzen stellen, können sie den Bus in der Kurve von Guiseppe anhalten sehen und sich dann Stückchen für Stückchen zurücktasten, bis sein Hinterteil weit über die niedrige Steinmauer hinausragt. Die Vorderräder wenden sich scharf nach rechts und die Drehzahl des Motors schnell in die Höhe, damit es der Bus aus der Kurve herausschafft und sich weiter nach oben zubewegt.

Dann läutet Pater Enrico allerdings die Schulglocke, obwohl es manchmal noch ein paar Minuten zu früh ist. Wie ausgelassene Kaninchen springen und rennen die Kinder den Berg hinunter zum Dorfplatz. Nur die Klasse von Schwester Theresa verlässt das Gebäude in einer ordentlichen Reihe, denn die Schwester ist sehr streng.

Die Leute im Dorf sind nicht reich, aber seit dem Großen Krieg von 1914 bis 1918 gibt es in Italien sowieso fast keine reichen Menschen mehr. Selbst der Baron von Veneto, der hoch über dem Hang in einer steinernen Villa wohnt und die Aussicht über das ganze Dorf genießt, ist weniger reich, als es sein Vater vor dem Krieg gewesen ist.

Das ist ein schrecklicher Irrtum gewesen, dieser Krieg, aber jetzt ist er zum Glück vorbei. Noch weiter oben befindet sich das Kastell, auf der anderen Seite der Ponte del Bartolini, der altertümlichen kleinen Brücke über dem Fluss Bartolini. Das Kastell steht schon sehr lange leer und ist am Verfall. Nur die dicken Steinmauern stehen noch unverrückbar auf dem Platz, wie sie vor Jahrhunderten hochgemauert worden sind.

Es ist eine traurige Geschichte, die von der Prinzessin, die als Letzte dort gewohnt hat. Denn sie wurde, so erzählt man sich, zu einem Opfer auf dem Schlachtfeld der Politik.

Es ist eine Geschichte, die die älteren Frauen immer noch den jüngeren Mädchen erzählen und manchmal auch den Neuankömmlingen im Tor, den Leuten, die den Dorfratsch noch nicht kennen. Gegenseitig erzählen sie sich diese Geschichte nie, dazu ist sie viel zu traurig. Heutzutage spielen die Kinder zwischen den dicken Kastellmauern. Die Mädchen sind Prinzessinnen, die in langen Abendkleidern und mit Blumenkränzen in den Haaren über die bemooste Tanzfläche schweben. Die Jungen sind Ritter, die aus den Schießscharten schauen und jeden erkennbaren und erdachten Feind unter Feuer nehmen. Und wenn die Abenddämmerung hereinbricht und die Kinder von ihren Müttern an den Ohren weggezogen worden sind, kommen die Pärchen für ihr Stelldichein hierher.

Genau an diesem Ort haben die Leute es gesehen: Da passiert etwas. Etwas, was eine Geschichte werden könnte.

Im Dorf unterscheidet man zwischen traurigen, ekelhaften, schlüpfrigen und schönen Geschichten. Eine traurige Geschichte ist ... nun ja, traurig, und eine ekelhafte Geschichte gibt es von Zeit zu Zeit in jedem Dorf und in jeder Familie. Eine schlüpfrige Geschichte ist eine, die manche Frauen – natürlich nicht alle! – in einer Pause während der Arbeit hinter vorgehaltener Hand weitererzählen, eine Geschichte, die nicht für die Ohren der jungen Frauen bestimmt ist und die die Männer nur hinter verschlossenen Türen zu hören bekommen. »Also, Frau, wirklich, bist du dir da sicher? Solchen Tratsch solltest du lieber für dich behalten, hörst du? Mit so etwas kommst du nur in Schwierigkeiten.«

»Aber, Mann, du kennst mich doch. Bin ich denn eine, die einfach so irgendwelche Gerüchte in die Welt setzt?«

Dann halten die Männer lieber ihren Mund, um des lieben Friedens willen.

Im Dorf hat es schon immer Geschichten gegeben, sogar eine ganze Menge.

Traurige Geschichten wie die von der Prinzessin im Kastell oder die von der ältesten Tochter von Sofia und dem alten Luigi.

Auch schöne Geschichten gab es, zum Beispiel die von dem französischen Flüchtlingskind, das Guiseppe Romanelli in den Bergen gefunden hat, genau da, wo jetzt die Kurve von Guiseppe ist, und das er mit nach Hause genommen hat. Das kleine Mädchen ist erst ein bisschen verwildert und spindeldürr gewesen, aber Mama Romanelli hat es wieder ordentlich aufgepäppelt und schön herausgeputzt. Sie selbst hatte schließlich keine Tochter. Nicht dass das Kind den Romanellis ähnlich gesehen hätte mit seinem zarten Körperbau, seiner Pfirsichhaut und seinen grünen Augen. Die Romanellis sind groß und dunkel. Letztendlich ist die Kleine aber doch eine echte Romanelli geworden, denn Guiseppe hat sie geheiratet, kurz bevor er im Großen Krieg an die Front geschickt worden ist.

Eine schöne Geschichte. Und so oft erzählt, dass jeder alle Details kennt.

Dann gibt es natürlich auch noch die Geschichte von Don Veneto in der steinernen Villa hoch über dem Dorf. Mensch Maier, sagen die Frauen zueinander, was hat das lange gedauert, bis er endlich darüber hinweg gewesen ist, dass ihm die Großnichte von Graf Aosta dem Zweiten den Laufpass gegeben hat, und das auch noch zwei Wochen vor der Hochzeit, indem sie mit diesem französischen Studenten durchgebrannt ist, der in den Sommerferien auf dem Bauernhof des Barons Oliven gepflückt hat. Eigentlich eine traurige Geschichte, obwohl sie von einigen Frauen natürlich als schlüpfrige Geschichte erzählt wird. Aber auch die ist schon lange vor dem Krieg so oft erzählt worden, dass sie völlig verschlissen ist.

Dann kam Don Veneto eines Tages – kurz vor dem Krieg, die Leute erinnern sich noch gut – mit einer ganz frischen, bildschönen, jungen Braut aus Venetien zurück. Blonde Haare und blaue Augen, ein bisschen geziert; sie schien eine österreichische Mutter oder Großmutter gehabt zu haben. Manche behaupten, dass sie nur deshalb gekommen ist, weil sie als einfaches Bürgermädchen über ihrem Stand geheiratet hat, aber von dieser Sorte Tratschgeschichten hat das Dorf nie viel gehalten. Seinerzeit sind jedenfalls alle froh gewesen, dass Don Veneto so eine schöne Frau gefunden hat, auch wenn er einige Jahre älter als sie gewesen ist.

Den ganzen Krieg über hat die junge Donna Veneto treu auf ihren Baron gewartet und nicht ein einziges Mal Partei für die Österreicher und gegen Italien bezogen. Allerdings kam sie auch nicht wirklich oft unter die Leute, das ist wahr. Nur sonntags und mittwochsabends bei der Messe – und obwohl Don Veneto nicht zu Hause war, hat sie doch an Weihnachten in dem großen Speisesaal der Villa das traditionelle Weihnachtsessen für das ganze Dorf ausgerichtet.

Nachdem Deutschland gezwungen war, einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, und alle Männer des Dorfes wieder nach Hause gekommen waren, ist eines Tages die kleine Gina geboren worden. Sie hat das blonde Haar und die tiefblauen Augen ihrer Mutter und sie ist über den Dorfplatz gehüpft, durch die Häuser des Dorfes und über die wilde Blumenwiese, die zum Dorf gehört. Sie ist die Prinzessin geworden, eine Prinzessin aus der Steinvilla über dem Dorf direkt unter dem Kastell.

Jeden Samstagnachmittag legen die Männer des Dorfes ihre Meißel, Schaufeln und Spitzhacken zur Seite und die Frauen legen ihre Schürzen ab. Anschließend treffen sie sich mit den anderen aus dem Dorf zu einem gemütlichen Beisammensein. Die Männer spielen auf dem Dorfplatz Boccia, die Jungen spielen mit einem selbst gemachten Ball auf der kleinen Ebene im Westen des Dorfes Fußball und die Mädchen hüpfen Springseil oder Hickekästchen, wobei der erste Preis ein Prinz ist.

Jeden Samstagnachmittag findet man Don Veneto, Guiseppe Romanelli, Pater Enrico und den Dorfarzt am Schachbrett. Im Sommer geht das bis spät in die Nacht, eine Flasche Wein, die Pater Enrico selbst gekeltert hat, zwischen ihnen auf dem Tisch, manchmal lange unangetastet. Sie spielen nicht nur Schach, sie reden auch. Lange und tiefgründige Gespräche sind das, selten leichtherzig dahingesagt. Das soll heißen: Drei von ihnen reden, denn Guiseppe hat es eigentlich noch nie so mit dem Reden gehabt, deswegen nickt er nur und hört zu. Und wenn er doch etwas sagen möchte, dann warten die anderen geduldig.

An den meisten Samstagnachmittagen sitzen sie auf der kleinen patio vor Guiseppes Haus, das dichte Blätterwerk über ihren Köpfen, in Sichtweite der Menschen auf der Straße. Maria Romanelli macht währenddessen ihre wunderbare pasta con ragu und manchmal auch cannelloni oder ravioli. An kalten Wintertagen sitzen sie in der Küche um den hölzernen Tisch herum. Dann heizt Maria den Ofen an und in dem gusseisernen Topf köchelt die ministrone-Suppe oder die polenta langsam und wohlriechend vor sich hin.

Die Frau des Arztes lebt seit Menschengedenken nicht mehr – sie ist bei der Geburt von Pietro gestorben, ihrem ältesten Sohn. Eine traurige Geschichte. Der Priester hat nur die Nonnen, die ihm seine einfachen Mahlzeiten zubereiten, und Donna Veneto überlässt das Kochen ihren Dienstmädchen. Deshalb sind sie an allen Samstagen im Haus von Guiseppe und Maria Romanelli zu finden.

Es war ebenfalls im Haus von Guiseppe, dass Gina die drei Romanelli-Brüder kennengelernt hat. Marco ist damals schon etwas älter gewesen und konnte bereits lesen. Wenn sie im Feld hinter dem Haus gespielt haben, hat er immer auf sie aufpassen müssen. An den Winterabenden ist er es gewesen, der ihnen Damespielen beigebracht oder ihnen vorgelesen hat. Die Geschichte von Pinocchio hat ihnen am besten gefallen, denn Guiseppe hat für sie eine echte Pinocchiopuppe mit richtigen Fäden gemacht.

Nur ihre Nase konnte nicht wachsen. Meistens hat Marco allerdings dagesessen und hat gezeichnet oder seine eigenen Bücher gelesen und dann hat er gesagt, dass sie ihn in Ruhe lassen sollten.

Lorenzo war der Jüngste und genauso alt wie sie. Als sie erst einmal in der Schule waren, hat sie sich ganz schön anstrengen müssen, um bessere Noten zu bekommen als er. Selbst hat er sich nicht ins Zeug gelegt, denn er war ein echter Wildfang, der ganze Nachmittage wie eine Gämse auf den Felshängen hinter dem Dorf herumgeklettert ist. Seine Hausaufgaben hat er eigentlich nie gemacht, sodass Schwester Theresa in einem Jahr vier Holzlöffel an ihm kaputt geschlagen hat. Er hat sich alles getraut. Er konnte mit dem Kopf nach unten, nur an den Beinen hängend, in den höchsten Bäumen schaukeln, er konnte an Sommertagen am längsten von allen unter Wasser bleiben, sodass Gina nach einer Weile Angst gehabt hat, das schwarze Wasser des Teiches hätte ihn für immer verschlungen, er konnte flach auf dem Bauch liegend die steilsten Schneehänge hinunterrutschen, sodass sie sich sicher war, dass er sich früher oder später den Hals brechen würde.

Er konnte auch gut zeichnen, aber er hat immer nur freche Bilder gezeichnet. So wie zum Beispiel ... nun ja, frech eben.

Und er hat nie die Finger von den Bändern ihrer Zöpfe gelassen. Sie fand ihn überhaupt nicht nett!

Antonio war ihr Kamerad, von klein auf. Er hat sie nie ausgelacht, wenn sie sich nicht getraut hat, in einem Baum bis ganz nach oben zu klettern. Er hat ihr geholfen, wenn sie beim Damespielen nicht weitergekommen ist, und gelegentlich hat er sie sogar gewinnen lassen. Er hatte eine Geige, die Guiseppe selbst für ihn gebaut hat, und er hat ihr gezeigt, wie man darauf spielen muss. Er hat ihr vorgezeichnet, wie man eine Blume malt, eine einfache Blume.

Er ist es auch gewesen, der sie gefunden hat, nachdem Lorenzo sie einmal an einen Baum gefesselt hatte und danach weggelaufen war. Die Raupen sind ihr an den Beinen hinaufgekrochen und sie hat furchtbar geweint.

»Hör doch auf mit dem Weinen«, hat Antonio gesagt. »Dein ganzes Gesicht ist knallrot.« Er hat an dem Seil herumgefangert.

»Lorenzo hat mich festgebunden«, hat sie geschluchzt. Sie hat versucht, so tapfer zu sein wie die Prinzessinnen in den Geschichten, aber die Tränen sind ganz von selbst gekommen. »Und dann ist er weggerannt! Und er hat mich ausgelacht!«

Das war das Schlimmste überhaupt: dass er über ihre Hilflosigkeit gelacht hat.

Als die Knoten gelöst waren, hat Antonio gesagt: »Geh dir jetzt dein Gesicht waschen und dann erzählst du deinem Vater und deiner Mutter nichts davon. Ich werde Lorenzo gehörig versohlen.«

»Aber Lorenzo lässt sich das nicht gefallen, der ist stark«, hat sie ihm erwidert.

»Ich bin noch stärker«, hat Antonio entgegnet. »Geh jetzt.«

Am nächsten Tag ist Lorenzo mit einem üblen blauen Auge in der Schule erschienen und ist sehr wütend auf sie gewesen. »Du alte Petze!«, hat er zwischen den Zähnen hindurch gezischt.

Antonio hat nichts gefehlt.

»Warum haust du Lorenzo nicht jedes Mal eine rein, wenn er so ungezogen ist?«, hat sie später Antonio gefragt.

»Er ist mein Bruder«, hat Antonio geantwortet.

So ist Antonio ihr besonderer Kamerad geworden. Und Lorenzo hat sie danach nie mehr an einen Baum gebunden.

Von Politik verstehen die Leute im Dorf nicht viel. Der Priester schon, schließlich liest der nach jedem Posttag die Zeitungen der letzten Woche. Manchmal fährt er nach Turin oder sogar nach Mailand für einen Termin.

Der Baron von Veneto kennt sich da sicher ebenfalls aus, denn er hat auch gelegentlich Termine, dann aber irgendwo anders. Was für Termine das sind, wissen die Leute nicht.

Guisepe Romanelli ist auch auf der Höhe der Zeit. Wie das gehen soll, ist ein Rätsel, schließlich macht er jahrein, jahraus nichts anderes, als seine Marmorbilder zu meißeln. Eines nach dem anderen pickt er aus dem Stein, in dem sie jahrhundertlang verborgen gewesen sind, gibt ihnen sorgfältig eine Form, schleift und poliert sie glatt und schickt sie mit dem Zug nach Turin. Von da aus finden sie ihren Weg nach Mailand, Neapel und Venedig, nach Rom und, das behaupten manche, sogar über den Ozean nach Amerika.

Eigentlich kommt Guisepe aus einer alten Bildhauerfamilie, einer Familie von Berühmtheiten. Nur weil er den Mund nicht richtig aufbekommt, genau wie sein Vater, deswegen ist er hier im Dorf hängen geblieben.

Der Dorfarzt weiß ebenfalls alles, schließlich arbeitet sein Sohn Pietro als Journalist bei einer großen Zeitung in Rom. Obwohl sein Sohn der Faschistischen Partei gegenüber einen Treueeid ablegen musste und deshalb nicht alles schreiben kann, bekommt er doch alles mit. Und er berichtet es danach seinem Vater, der es wiederum den Menschen im Dorf weitererzählt, weil er weiß, dass er ihnen vertrauen kann. In den Häusern hier sitzen keine Lauscher und Tratschweiber.

Dazu kommt, dass der Baron und der Arzt jeweils ein Radio besitzen. Im Sprechzimmer des Doktors können die Leute auch Radio hören.

»Was genau ist das ... äh ... dieser Faschismus?« Das war eine Frage von einem der Menschen, die jedes Mal dabei waren, um den vier schlaun Köpfen beim Schachspielen zuzuschauen. Die Männer des Dorfes schlossen manchmal heimlich Wetten untereinander ab, wer gewinnen würde. Das wissen die Frauen nicht und Pater Enrico weiß es auch nicht, denn der ist gegen Glücksspiele. Auf den Baron haben bisher nur sehr wenige Männer jemals Geld gesetzt, denn der gewinnt nur sehr selten.

Der Arzt hat sich auf die Frage hin zurückgelehnt, nach seiner Pfeife gefingert, ein

Streichholz angerissen und behaglich zu paffen angefangen. Der Priester hat sich geistesabwesend seinen gewaltigen Vollbart gekraut, Guiseppe hat sein Taschenmesser zum Vorschein geholt und damit begonnen, sich sorgfältig die Fingernägel zu säubern. Der Baron hat sich seinen Tonbecher noch einmal vollgegossen und mit nach innen gezogenen Wangen die Figuren auf dem Schachbrett angestarrt. »Hm«, hat er gemacht.

»Ein fascis war ein Bündel aus Stöcken, die um den Griff eines Beiles gebunden waren«, hat der Doktor zu erklären angefangen. »In der römischen Zeit sind sie zu einem Symbol für Herrschaft geworden. Sobald der Beilträger im alten Rom die fascis ergriffen hat, hat die Menge ihm Platz gemacht.«

Die Pfeife des Arztes hat nicht so richtig gezogen, er hat noch ein Streichholz anreißen müssen.

»Hm. Stimmt«, hat Don Veneto ihm beigepflichtet. Er hat immer noch auf die Figuren gestarrt. Er musste als Nächster seinen Zug machen.

»Faschismus ist also eigentlich ein sehr alter Begriff. Er bedeutet, dass die Leute sich um eine Form von Diktatur vereinigen, man könnte es auch als Cäsarismus bezeichnen. Oder Napoleonismus, wenn es dieses Wort gäbe.« Der Doktor hat noch eine Weile schweigend dagesessen und seinen eigenen Worten nachgehungen.

Die Leute aus dem Dorf haben mit gespitzten Ohren zugehört, schließlich ist der Doktor ein intelligenter Mann, der sehr gelehrt reden kann.

»In gewisser Hinsicht ist es aber auch ein neuer Begriff«, hat der Priester mit seiner tiefen Stimme ergänzt. »Wegen der Faszination für den Kommunismus und den Kapitalismus.« Der Priester ist ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen.

»Und den Sozialismus. Und den Zionismus«, hat der Doktor ergänzt.

Guiseppe hat genickt und seinen rechten Daumen untersucht.

»Das sind ein paar Ismen zu viel für mich«, hat Sofia sich beschwert und sich umgedreht.

»Ich gehe lieber schauen, wo sich dieser Nichtsnutz von Luigi herumtreibt. Er hätte längst mit seinen Tomaten wieder hier sein sollen.«

»Das kommt alles durch den Krieg«, hat der Baron erklärt. »Es gibt viel zu viele Soldaten, die jahrelang im Schlamm der Schützengräben gelegen haben, um für ein besseres Leben zu kämpfen. Ich muss es ja wissen, denn ich war einer von ihnen.« Der Baron lässt keine Gelegenheit verstreichen, um den Leuten im Dorf seine Rolle im Krieg ins Gedächtnis zu rufen.

»Nach dem Großen Krieg gab es bei den Menschen zu Hause allerdings nur Armut und eine Hungersnot, auf den Straßen herrschte Verzweiflung und die Regierung versank im Chaos und in Eigeninteressen«, hat er ergänzt. »Deshalb hat der Faschismus den Fuß in die Tür bekommen.«

»Ja«, hat der Priester mit einem Nicken bekräftigt. »Und so konnte Mussolini die Macht an sich reißen. Er hat Ordnung versprochen und eine ganze Menge alter Soldaten haben sich seinen Schwarzhemden angeschlossen.«

»Er ist ein Meister, wenn es um das Manipulieren von Massen geht«, hat der Doktor gesagt. Es hat sich unzufrieden angehört, beinahe zynisch. »Er tut gerade so, als würden mit dem Faschismus die ruhmreichen Tage des Römischen Reiches wieder zurückkehren.«

Die Männer im Dorf haben andächtig gelauscht. Das ist kein leichter Stoff gewesen und man musste sich auf dem Laufenden halten.

Trotzdem gab es noch etwas, das ihnen durch den Kopf ging.

»Der König steht aber doch hinter ihm?«, hat einer von ihnen zur Sicherheit wissen wollen.

Die Leute hier sind immer loyal gewesen, wenn es um das italienische Königshaus ging. Kam das Haus Savoyen nicht von hier, aus ihrer eigenen Gegend, aus Piemont?

Einmal im Monat kommen die Leute vom Kino aus Turin hier vorbei und zeigen im Innenhof der Kirche einen Film. Normalerweise geschieht das an einem Abend unter der Woche, denn

an einem Freitag oder Samstag haben sie in der Stadt genug zu tun. Sie spannen ein großes Tuch zwischen den steinernen Mauern des Innenhofes auf und stellen für die Älteren ein paar Reihen Bänke auf. Das ganze Dorf kommt zum Schauen, sogar die Schule beginnt am nächsten Tag eine Stunde später, weil alle ausschlafen wollen. Vor dem Film laufen immer zuerst eine Dokumentation und ein paar Meldungen aus der Wochenschau. »Propaganda«, sagt der Doktor dann in der Regel missgelaunt. »Auf so einfache Weise kann man die Leute indoktrinieren.«

Die Dorfbewohner scheren sich nicht darum. Sie schauen es sich an und denken anschließend, was sie wollen. Wenn König Victor Emmanuel und seine bildschöne Königin Elena (eine Prinzessin aus Montenegro, flüstern die Frauen vergnügt) auf der weißen Leinwand ihre Aufwartung machen, fängt das Publikum an zu klatschen und ein paar von den grobschlächtigen Jungen beginnen sogar zu pfeifen.

Die Bilder der faschistischen Anführer werden allerdings mit einem beinahe eisigen Schweigen begrüßt. Dann nickt der Arzt und sagt: »Hier sind sie nicht dumm.«

Nehmen wir nun zum Beispiel das eine Mal, wo Mussolini versucht hat, der wirtschaftlichen Rezession mit einem Projekt beizukommen, dem man den Namen »Gold fürs Vaterland« gegeben hatte. In jeder Zeitung, in jedem Radiosender und vor jedem Film hat er das Volk persönlich aufgerufen, freiwillig der Regierung all sein Gold zu schenken. Im Gegenzug sollte jeder einen Ring aus Stahl bekommen, auf dem »Gold fürs Vaterland« eingraviert war.

Das wurde die Geschichte des Monats. Die Männer des Dorfes haben sich gefragt, ob der Baron von Veneto sein Gold von jetzt an abgeben würde. Die Frauen verspürten keine große Lust, dem Staat ihren Schmuck zu schenken – das meiste davon waren Erbstücke aus der Zeit der Großeltern vor dem Großen Krieg. Und ihren Ehering mussten sie doch sicher sowieso behalten, schließlich war der vom Priester gesegnet worden! Den abzugeben, gehörte sich nicht, wahrscheinlich war es sogar eine Sünde. Der Dorfpriester hat lange darüber nachgedacht und anschließend verkündet, dass er es auch nicht wisse. »Wenn es nun für die Kirche in Rom wäre, ja, dann ... aber für den Staat? Nein, wirklich, ich weiß es im Augenblick noch nicht.« Damit war die Angelegenheit entschieden und niemand im Dorf hat auch nur irgendwas gegeben, nicht einmal Don Veneto.

»Hier sind sie nicht dumm«, hat der Doktor dann ebenfalls wieder gesagt.

»Ja, ja«, hat der Arzt schließlich mit einem spöttischen Nicken verkündet. »Sicher, das Haus von Savoyen steht hinter Mussolini. Aber das wird dem König noch leidtun, darauf könnt ihr Gift nehmen. Sehr, sehr leid.«

Dann hat der Baron seinen nächsten Zug getan.

Auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise muss Marco Romanelli in die höhere Schule in der nächstgelegenen Stadt, denn er ist intelligent. Der Arzt beteiligt sich an den Kosten, genauso wie der Neffe von Guiseppe, der in Florenz wohnt und dort sogar Professor an der Universität ist. Und selbst der Baron. Zwei Jahre später ist auch Antonio in die Stadt gezogen. Die meisten anderen Jungen haben um diese Zeit herum die Schule verlassen, um Marmor zu brechen oder auf den Streuobstwiesen und in den Weinbergen des Dorfes zu arbeiten. Manche werden sogar Ziegenhirten in den Bergen. So kommt es, dass allein Lorenzo und Gina bei Pater Enrico in der Abschlussklasse sitzen.

»Ein Glück nur, dass sie Frieden geschlossen haben, die beiden«, stellen die Leute zufrieden fest.

Frieden kann man das nun wirklich nicht nennen, höchstens einen brüchigen Waffenstillstand, schließlich kann Lorenzo seine Streiche nicht lassen.

»Ich wollte ... du würdest von irgendwo herunterfallen und dir den Hals brechen!«, schimpft Gina ärgerlich und beschleunigt ihre Schritte, um von ihm wegzukommen.

»Ich binde dich wieder an einen Baum, hörst du!«, ruft er ihr lachend hinterher. »Und dieses

Mal ist Antonio zu weit weg, der wird dich nicht retten!«

In dieser Nacht tut sie wegen ihres schlechten Gewissens kein Auge zu, und als sie dann doch endlich einschläft, jagt ein Albtraum ihr einen gewaltigen Schreck ein. »Ich habe natürlich nicht gemeint, dass du dir wirklich den Hals brechen sollst«, verkündet sie am nächsten Tag, schon bevor die Schule beginnt.

Lorenzo wirft seinen Kopf in den Nacken und fängt laut an zu lachen.

Wenn er so lacht, sieht er genauso aus wie Antonio. »Was bist du doch für ein Trottel«, erwidert er gutmütig.

Doch als es Zeit ist, nach Hause zu gehen, hat Gina seine Arroganz schon wieder rasend wütend werden lassen. »Mann, jetzt geh bitte an irgendeinem steilen Abhang spielen!«, schreit sie und rennt schnell weg. Wenn doch nur Antonio hier wäre! Er würde Lorenzo die Leviten lesen. Wenn doch nur schon das nächste Jahr wäre, dann ginge Lorenzo ebenfalls auf die andere Schule in der Stadt.

Einmal im Vierteljahr kommen Marco und Antonio mit dem Bus für ein Wochenende nach Hause. Und in den Ferien auch. Gerade bei solchen Gelegenheiten sehen die Menschen es genau vor sich: Es wird mit Sicherheit etwas passieren. Denn in der Dämmerung kann man Antonio auf dem kleinen Pfad zur Villa des Barons laufen sehen. Und kurze Zeit später sieht man ihn dann zusammen mit Gina, wie die beiden die Ponte del Bartolini überqueren, auf dem Weg zu den steinernen Mauern des Kastells, die sich schwarz vor den weißen Berggipfeln dahinter erheben. Er überragt sie um einen Kopf. Sie laufen nebeneinander – zwar nicht Hand in Hand, aber doch zusammen.

Ihre kleine Prinzessin und der schlaueste der Romanelli-Brüder.

Im Jahr darauf zieht auch Lorenzo in die Stadt, weil er auf die höhere Schule kommt. Marco studiert zu diesem Zeitpunkt schon an der Universität von Turin und Antonio steht kurz vor seinem Abschluss. Gina bleibt im Dorf zurück und hilft Schwester Marguarita mit der Kindergartengruppe, schließlich wird die Schwester auch nicht jünger und die Kinder werden immer quirliger. Sie wartet auf Antonio, denn der wird sie eines Tages holen kommen, das weiß jeder. Doch er ist auch schlau und wird erst noch studieren. Architekt will er werden, nicht Lehrer wie Marco.

In dieser Zeit eröffnet Herr Rosenfeld ein kleines Geschäft im Dorf. Die Leute sind darüber sehr froh. Vor einigen Jahren haben sie schon einmal so einen Laden gehabt, der auch von einem jüdischen Geschäftsmann betrieben worden war, doch der ist kurz nach dem Großen Krieg mit all seinem Hab und Gut nach Amerika ausgewandert. Seitdem ist ihnen nichts anderes übrig geblieben, als auf den Bus zu warten. Dann haben sie dem Busfahrer eine Einkaufsliste mitgegeben, der Ladenbesitzer in der Stadt hat daraufhin alle Vorräte in eine Kiste gepackt und erst drei Tage später haben sie endlich ihr Pfund Kaffee oder ihr Stück Stoff bekommen. Und wenn im Winter die Schneestürme wirklich heftig gewesen sind, manchmal auch erst zwei oder drei Wochen später.

Herr Rosenfeld ist zusammen mit seiner molligen Frau und seinen beiden Töchtern aus Litauen hierhergezogen. Die Situation dort ist unerträglich, berichtet das mollige Frauchen mit dem seltsamen Akzent. Die Juden haben keine Rechte, sondern werden auf jede nur denkbare Weise verfolgt.

Die älteste Tochter heißt Rachel. Sie und Gina freunden sich recht schnell miteinander an. Rachel ist auf eine ganz eigene Weise hübsch: ein bisschen bleich und ein bisschen mager, aber mit rabenschwarzem Haar und rabenschwarzen Augen. Und freundlich, lieb.

Aber eben Jüdin.

»Du kannst dich nicht mit ihr befreunden«, sagt Donna Veneto, während Gina vorsichtig den dicken Knoten in ihrem Nacken mit einer langen Haarnadel befestigt. »Sie gehört nicht zu unserem Stand und sie ist auch keine Katholikin, sondern eine Heidin.«

»Ja, Mama«, antwortet Gina und fragt dann: »Bist du schon katholisch gewesen, als du Papa geheiratet hast?«

Daraufhin wird sie von ihrer Mutter nach draußen zum Spielen geschickt.

In den eisig kalten Weihnachtsferien, während Antonio sich auf das Studium an der Universität vorbereitet und Marco beinahe fertig studiert hat, tauchen im Dorf große Probleme am Horizont auf. Eine ekelhafte Geschichte.

Denn Marco Romanelli hat sein Herz an Rachel Rosenfeld verloren.

Während sich die Ferien weiterschleppen wie ein Mann auf Schneeschuhen, beginnt die Geschichte von Marco und Rachel gerade Flügel zu bekommen. Langsam, aber sicher dringt es in die Häuser hinein, obwohl die Leute versuchen, alles vor der Tür zu halten.

Man holt sich schließlich nicht ohne Not Unglück ins Haus.

»Was wird nur dein Vater dazu sagen?«, will Gina wissen, während sie Antonios Hand mit ihrem Zeigefinger streichelt – auf und nieder, jeden seiner langen Finger entlang.

»Wozu?«, fragt er träge. Auf einer Felsplatte vor dem Kastell sitzen sie, die Beine lang ausgestreckt, in der wässrigen Wintersonne.

»Wir haben doch gerade von Marco gesprochen! Und von Rachel! Du hörst wieder einmal nicht zu, Antonio.«

»Hm. Ich muss dich einfach zu sehr anschauen, davon kommt das. Du bist bildhübsch, weißt du das eigentlich?«

»Was wird dein Vater nun dazu sagen?«, wiederholt sie noch einmal ihre Frage.

»Nichts, das weiß ich jetzt schon«, antwortet Antonio und legt sich auf den Rücken. »Ich will, dass es wieder Sommer wird.«

»Das wird es auch sicher, aber eben noch nicht jetzt«, erklärt Gina bestimmt. »Deine Mutter wird etwas dazu sagen müssen – sie redet doch schließlich immer im Namen von beiden.«

»Hm.«

»Antonio, Rachel ist Jüdin. Marco kann doch keine jüdische Frau heiraten?«

Antonio dreht sich auf die Seite und legt seine Hand unter sein Kinn. Sein dichtes, schwarzes Haar glänzt in der Sonne und in seinen Augen erscheinen wieder diese neckischen Lichtlein, so als würde er sich über irgendetwas lustig machen. »Warum denn nicht?«, möchte er wissen.

»Nun ... wir sind doch ... Mein Vater würde so etwas niemals zulassen!«

Das Lachen in seinen Augen verstärkt sich. »Aber dein Vater spielt doch auch mit Herrn Rosenfeld Schach, wenn Pater Enrico keine Zeit hat?«

Verdutzt schaut sie ihn an. Männer können manchmal so dumm sein! »Antonio, Schachspielen ist doch etwas ganz anderes als Heiraten!

Er lacht laut auf. »Bist du dir da so sicher?«, fragt er.

Sie überhört seine Bemerkung, weil er sie nur wieder aufziehen will, das weiß sie.

»Und?«, drängt sie ihn. »Wie sieht es nun aus mit Marco und Rachel?«

»Ich weiß das sicher nicht, Gina. Ich weiß das wirklich nicht.«

Während das Dorf in diesen Wintertagen sein Äußerstes leistet, um die Geschichte von Marco und Rachel vor der Tür zu halten, streckt etwas anderes seinen ekelhaften Kopf durch den Rahmen und drängt sich in die Gespräche.

Kurz vor Weihnachten berichtet der Doktor, dass sein Sohn Pietro Gerüchte gehört hat, wonach Italien plane, in Abessinien einzumarschieren.

Ach, was soll dieses Abessinien schon sein? Das sagen die Frauen und rühren in den riesigen Töpfen, um das Weihnachtessen vorzubereiten.

Anfang des neuen Jahres reisen die Romanelli-Brüder wieder mit dem Bus ab, der Priester läutet die Schulglocke und die Männer und Frauen machen sich wieder an ihre tägliche Arbeit. Doch schon kurz darauf erzählt Pietro seinem Vater, dass in bestimmten Fabriken in Mailand Lastwagen, Panzer und Geschütze hergestellt und verschifft werden, alles unter strengster Geheimhaltung.

»Nachts scheint es Truppenbewegungen zu geben, in der Nähe des Hafens«, verkündet der

Arzt eines Tages.

»Sie werden nicht auf Kriegsschiffe verfrachtet, sondern auf gewöhnliche Frachter, sodass sie keine Aufmerksamkeit erregen«, behauptet er eine Woche später.

»Pietro hat gehört, dass ungefähr dreißigtausend Mann in Neapel eingeschifft worden sind«, erklärt er und faltet sorgfältig den Brief zusammen.

»Dreißigtausend!« Die Menschen im Sprechzimmer erschrecken darüber – das hört sich nach Krieg an, das wissen sie.

Die meisten wissen nicht einmal, wo dieses Abessinien überhaupt ist. Deshalb legt der Doktor in seinem Sprechzimmer einen Atlas auf den Tisch und ein Buchzeichen in die entsprechende Seite, sodass jeder sehen kann, worum es geht.

Nach einiger Zeit wird es Sommer und die Gebrüder Romanelli kommen die Ferien über nach Hause. Doch die Geschichte bleibt wie eine winterliche Gewitterwolke über dem Dorf hängen.

Während der ganzen Sommerferien behalten die Leute Antonio und Gina im Blick – bei Marco und Rachel schauen sie weg, aber sie sehen es trotzdem.

Im August lässt der amerikanische Präsident Roosevelt Mussolini wissen, dass aus dem Konflikt mit Abessinien eine Gefahr für den Weltfrieden entstehen könnte. Das liest der Priester nicht in der Zeitung, denn die Zeitungen stehen unter einer strengen Zensur. Es ist der Sohn des Arztes, der ihm das erzählt. Und der weiß so etwas.

Am 3. Oktober hören Don und Donna Veneto und der Doktor es mit ihren eigenen Ohren aus dem Radio: Bewaffnete italienische Truppen sind in Abessinien einmarschiert. Am nächsten Morgen kommt jeder ins Sprechzimmer des Arztes, um Radio zu hören, und dann hören es alle: Italien ist im fernen Afrika in Abessinien einmarschiert.

»Aber warum denn?«, fragt der alte Luigi verwirrt. »Was sollen wir denn mit einem Teil von Afrika anfangen?« Schließlich ist Afrika schwarz und da wohnen Menschenfresser mit Haaren, die von ihrem Kopf abstehen, in die ein Stück Knochen hineingeflochten ist – und ihre Opfer kochen sie in großen Kesseln, bis sie weich sind.

Der Doktor beugt sich über den Atlas, der schon seit Monaten auf dem Tisch liegt. »Schaut«, sagt er, »hier ist Abessinien.«

Das wussten sie schon.

»Und da ist Eritrea und da liegt das Somaliland – diese Länder gehören schon beide zu Italien.«

Oh. Das haben sie noch nicht gewusst.

»Und hier ist das Rote Meer.« Sein Zeigefinger gleitet an einem schmalen, blauen Streifen entlang.

Die Leute schauen. Vom Roten Meer haben sie natürlich schon einmal gehört, das kommt schließlich in der Geschichte von Mose vor. Bisher war es jedoch noch nicht zu ihnen durchgedrungen, dass das etwas mit Afrika zu tun hat, eigentlich dachten sie, dass das bei Ägypten ist.

»Ägypten gehört doch auch zu Afrika«, stellt der Arzt klar. »Schaut, hier ist der Nil, der Fluss, in dem Mose ausgesetzt worden ist. Und das ist das Rote Meer, durch das die Israeliten trockenen Fußes marschiert sind.«

Oh. Gut. Ein komisches Gefühl, dass es diese Orte wirklich gibt.

»Der Suezkanal eröffnet unserer Handelsflotte einen kürzeren Weg in den Osten«, erklärt der Doktor. Sein knochiger Zeigefinger wird zum Schiff, das von der Spitze des italienischen Stiefels über das Blau des Mittelmeeres in den schmalen, von Menschenhand gemachten Durchgang bei Ägypten fährt und über das Rote Meer die offene See in Richtung Indien und Japan erreicht. Die Leute sind darüber fast schon erleichtert: Das Schiff ist hindurchgefahren.

»Seht ihr«, sagt der Arzt. »England beherrscht den Zugang zum nördlichen Teil des Roten Meeres«, dabei tippt sein fahrender Finger ein paarmal auf das Land der Pyramiden, des Pharaos und des Nils. »Wenn wir nun den südlichen Zugang in den Händen hätten«, und sein

Finger fliegt nach Abessinien und landet in der Hauptstadt Addis Abeba, »dann sichern wir nicht nur unsere Handelsrouten, sondern auch unsere Kriegsflotte.«

Ja, jetzt sehen sie es. Das klingt logisch.

Trotzdem haben sie noch eine Frage. Die italienischen Soldaten sind im Westen von Abessinien einmarschiert und König Victor Emmanuel der Dritte hat also Kaiser Haile Selassie in gewisser Weise vom Thron gestoßen. Übrigens ein seltsamer Name – der hört sich irgendwie heidnisch an. Und es ist auch ein komisches Männchen, mit seltsamen Klamotten, sehen sie in der Zeitung, die der Priester dabei hat. Aber wie dem auch sei – es ist doch nicht in Ordnung, einfach so in ein anderes Land einzumarschieren?

»Was denkst du, Antonio?«, will Gina wissen, während er ein Wochenende zu Hause verbringt.

»Krieg ist nie gut, jetzt nicht und sonst auch nie«, erklärt Antonio und streichelt mit seinem Zeigefinger die blonden Haare, die sich aus dem Zopf hinter ihrem Ohr gelöst haben. »Bevor du nach Hause gehst, musst du dir den Zopf schnell noch aufmachen und ihn neu flechten.«

»Und du musst dir schnell noch das Gras aus deinem Gestrüpp holen«, neckt sie ihn mit einem glücklichen Lächeln und zieht einen Grashalm aus seinen Locken.

Anschließend setzt sie sich aufrecht hin. »Ich habe eigentlich keine Lust mehr auf diese langen Zöpfe.« Sie zieht sie an den Spitzen in die Höhe, wickelt sie sich um den Kopf und hält sich die Spitzen im Nacken fest. »Was hältst du davon, Antonio? Wie steht mir das?«

Sie liest die Antwort in seinen Augen. »Wunderbar«, sagt er.

»Schaust du mich überhaupt an?«, fragt sie streng.

»Ich schaue mir die Augen aus«, erwidert seine tiefe Stimme.

Etwas außerhalb des Dorfes, da, wo die Sonne untergeht, auf dem kleinen Bergplateau, wo die Jungen samstags mit einer ausgestopften Socke Fußball spielen, steht der Glockenturm. Er steht dort einfach so mehr oder weniger in der Wildnis, schon seit Jahrhunderten. Und schon seit Menschengedenken ohne Glocken. »Der stammt noch aus der römischen Zeit, wahrscheinlich aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert nach Christus«, behauptet Marco. »Wie komisch, dass der hier so für sich steht«, sagt Rachel und schaut sich um. »Die Kirche steht doch dort hinten, ein Stück höher, oder?«

»Die Kirche ist erst viel später gebaut worden, sie ist auf keinen Fall älter als zweihundert Jahre«, erklärt Marco. »Im Altertum befand sich das Dorf wahrscheinlich hier auf der Ebene. Danach sind die Menschen vermutlich in eine Gegend gezogen, wo es mehr Platz gab, und der Glockenturm ist allein übrig geblieben.«

Sie betrachtet den Berg. »Und was ist mit dem Kastell?«, will sie wissen.

»Das stammt wahrscheinlich aus dem Mittelalter, genau wie die Ponte del Bartolini«, antwortet er. »Ich selbst halte das Kastell manchmal für einen finsternen, unheimlichen Ort.«

»Erzählst du mir noch einmal die Geschichte von der Prinzessin in dem Kastell?«

»Nein, weißt du, die ist viel zu traurig. Die Kirche ist wunderschön, vor allem innen drin. Hast du sie schon einmal besichtigt?«

Sie blickt ihm geradewegs in die dunklen Augen. Dann sagt sie ernst: »Du weißt doch, dass ich keine Christin bin, Marco.«

Darüber haben sie noch nie zuvor gesprochen.

»Ja, das weiß ich.« Er wendet seinen Blick zur Seite und lässt ihn über das Tal schweifen, das tief unter ihnen in einem bläulichen Nebel zwischen den Spitzen der Berge zu erkennen ist.

»Schau mich mal an, Marco.«

Langsam wendet sich sein Blick zu ihr zurück. »Lass uns über etwas anderes reden, Rachel.« Denn Worte würden der ganzen Situation nur eine konkrete Gestalt geben.

»Du weißt doch, dass es viel besser für dich wäre, wenn du dir ein Mädchen unter den Hunderten von Mädchen an der Universität suchst, ein gut katholisches Mädchen, oder?«

Er schüttelt den Kopf und zuckt mit den Schultern. »Ich will dich und niemand anderen«,

entgegnet er.

»Du weißt doch, dass es für uns keine gemeinsame Zukunft geben kann, oder?«
Sie schweigt für eine Weile. Als sie weiterredet, klingt ihre Stimme belegt, fast schon gedämpft, so als würde sie durch eine dicke Daunendecke hindurch sprechen. »Dein Vater und deine Mutter werden unsere Freundschaft niemals gutheißen und meine Eltern auch nicht.«

Jetzt ist sie diejenige, die ihren Blick abwendet und am Berg entlang in die Tiefe schaut. Auch er schaut wieder in die Tiefe. Seine Stimme ist gelassen, während er sagt: »Es ist schon zu spät, Rachel. Die Freundschaft zwischen uns ist schon lange eine Tatsache.«

Lange bevor das Rote Kreuz es über die Zeitungen in aller Welt verbreitet, weiß das Dorf schon vom Senfgas in Abessinien. Schließlich weiß Pietro alles darüber, er darf allerdings nicht darüber schreiben.

Die Männer kennen Senfgas gut: der erstickende, dichte Qualm, vor dem man wie eine Ratte aus dem stinkenden Schlamm des Schützengrabens flieht, geradewegs ins ratternde Maschinengewehrfeuer hinein. »Das ist unmenschlich«, sagen sie zu ihren Frauen.

Die Flugzeuge kreisen über den kleinen Dörfern in diesem fernen, ostafrikanischen Land und nebeln mit dem Senfgas die Häuser, die Schule und das Krankenhaus ein, so meldet es das Rote Kreuz. Mussolini hat persönlich seine Zustimmung dazu erteilt. Dann werfen die italienischen Flugzeuge über dem Lager des Roten Kreuzes Bomben ab. »Um dafür zu sorgen, dass die in Zukunft ihre Klappe halten«, erläutern die Männer ihren Frauen.

Herr Rosenfeld bekommt eine Zeitung von seinem Neffen aus Frankreich. Er liest den Leuten, von denen eine ganze Reihe Französisch verstehen können, von den öffentlichen Hinrichtungen vor, davon, wie Geiselnnehmer umgebracht und ihre Leichname verstümmelt werden. Sie betrachten die Fotos von ausgemergelten Menschen in Lumpen in Arbeitslagern. Der Sohn des Arztes erzählt, dass sich einige italienische Soldaten neben aufgehängten Leichen oder neben einer Kiste mit abgehackten Köpfen fotografieren lassen. Er behauptet, die Gefangenen würden lebendig aus Flugzeugen geworfen. Ekelhafte Geschichten.

»Die Welt ist verrückt geworden«, stellt der Priester fest und streicht sich über den Bart.

»Das ist sie schon seit dem Krieg«, stimmt ihm der Baron zu. »Vor 1914 haben wir noch in einer anständigen Welt gelebt.«

»In Litauen haben wir solche Dinge mit unseren eigenen Augen gesehen«, berichtet Herr Rosenfeld. »Und in Russland auch, während der Pogrome gegen die Juden. Ein Glück, dass Italien antikommunistisch ist.«

»Mussolini ist allerdings ebenfalls ein Antisemit«, erwidert der Doktor beiläufig.

Anschließend wenden sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem Schachspiel zu.

Als ob sie noch nicht genug von den Geschichten über Senfgas und enthauptete Leichen hätten und obendrein noch die Geschichte von Marco und Rachel, köchelt schon wieder eine weitere Geschichte vor sich hin.

»Das kann ekelhaft werden«, verkündet der Priester kopfschüttelnd.

»Warum können wir die anderen Länder nicht einfach in Ruhe lassen?«, fragt der Baron wütend. Sein ganzes Gesicht ist zu einem tiefen Stirnrunzeln zusammengezogen. Guiseppa hat ihm meisterhaft Schach geboten und jetzt weiß er nicht, wie er seinen Kopf aus der Schlinge ziehen soll.

»Franco ist sehr faschistisch, deswegen unterstützen ihn Mussolini und Hitler«, erklärt der Arzt und reißt ein Streichholz an. »Meiner Ansicht nach ist der Tabak feucht geworden, er will nicht angehen.«

»Aber wir haben doch nur sehr wenig mit Spanien zu tun?«, wirft der Priester ein. »Die Feuchtigkeit hier macht auch der Gartenlaube zu schaffen – und ab und zu sehe ich verrottete Karotten.«

»Sie sind dran«, erinnert Herr Rosenfeld den Baron.

»Ja, ja, ich muss ein wenig nachdenken«, antwortet der verärgert.

»Wenn wir dieses Mal bloß draußen bleiben können«, sagt der alte Luigi und setzt sich schwerfällig auf das kleine Mäuerchen der patio. »Ich kriege so einiges mit und da kommt ein schweres Unwetter auf uns zu, darauf könnt ihr Gift nehmen. Im Krieg habe ich ...«

»Wir sind doch längst mittendrin«, entgegnet der Arzt schwermütig. »Mein Sohn sagt, dass täglich Flugzeuge nach Westen fliegen und unsere Soldaten schon seit einer Weile an der Seite Francos und seiner Rebellen kämpfen.«

»Dann ist Mussolini tatsächlich verrückt geworden«, seufzt Luigi. »Gießt mir auch ein Tröpfchen ein, ich würde das Gebräu von Pater Enrico gerne einmal probieren.«

Endlich macht der Baron seinen Zug, dabei sieht er allerdings nicht glücklich aus.

»Mussolini ist gefährlich, das ist ein Fanatiker«, sagt der Doktor, während er Luigi eine Kleinigkeit einschenkt. »Passt nur auf: Das brutale Auftreten der italienischen Soldaten in Abessinien wird sich in Spanien wiederholen.«

»Er ist gnadenlos«, ergänzt der Priester mit einem zustimmenden Nicken.

»Und auch dumm«, fügt der Arzt hinzu. »Er verfängt sich je länger, je lieber immer mehr in Hitlers Spinnennetz.«

Anschließt macht Guiseppa seinen Zug.

»Schachmatt«, verkündet Herr Rosenfeld in seinem Namen.

Sie stehen auf der Ponte del Bartolini, der Brücke über dem Fluss mit demselben Namen. Eigentlich kann man ihn keinen Fluss nennen – es ist nur ein schmales Bächlein, das durch die Jahrhunderte eine tiefe Kluft herausgewaschen hat und nun fröhlich plätschernd über die Felsen zum großen Fluss strömt.

Hinter ihnen brauen sich finstere Wolken zusammen. Heute Nacht wird der Sturm mit großer Gewalt über dem Dorf losbrechen. »Wir müssen jetzt wirklich nach Hause zurück, denn wenn ich zulasse, dass dich der Regen nass macht, wird deine Mutter furchtbar wütend auf mich sein«, sagt Antonio und wirft sich mit einer schnellen Bewegung seine Gitarrenhülle über die Schulter.

Gina lacht. »Ich würde ja gerne einmal sehen, wie sie wütend auf dich ist«, erwidert sie. »Du kannst bei ihr doch nichts verkehrt machen. Übrigens beim Rest des Dorfes auch nicht.«

»Dann wollen wir das Schicksal lieber nicht heraufbeschwören«, erklärt Antonio und nimmt ihre Hand. »Nach Hause mit der schönen Prinzessin.«

Das Frühlingsfest ist eines der großen Feste im Dorf. Die Frauen schaffen frisch gebackene focaccias und Teller voller bicotti heran, die Männer nehmen Körbe voller Kirschen, Birnen, Äpfel, roter Pfirsiche und glänzend blauen Trauben aus den Streuobstwiesen mit nach Hause und stellen Ziegenkäse und geräucherten Schinken auf den Tischen aus, neben den Oliven, die vom Öl glitzern, in dem sie zwei Tage eingelegt gewartet haben. Die Nonnen stellen vorsichtig den Wein des Priesters auf das schmale Tischchen, das mithilfe der Kinder aus dem Kloster nach draußen getragen worden ist, und schenken gerade so viel ein, dass jeder ihn einmal probieren kann. Das ist außerordentlich schade!

Guiseppa und Marco, Antonio und Lorenzo kommen mit ihren Geigen und Gitarren zu dem Frühlingsfest. Seit Herr Rosenfeld hierhergezogen ist, ist auch ein Cello dabei, das ganze Dorf tanzt bis tief in die Nacht, bis das letzte Freudenfeuer nur noch ein paar glimmende Kohlen sind und im Osten am Horizont schon das Licht zu strahlen beginnt.

Das Frühlingsfest im Jahr 1938 ist anders als sonst. Vieles hat sich verändert.

Marco ist endgültig zurück ins Dorf gezogen. Er steht jetzt vor den höheren Klassen und bringt den Kindern Latein und Mathematik, Englisch und Musik bei, sodass sie nicht mehr in die Stadt umziehen müssen. So können viel mehr Kinder hier die Schule abschließen, sagen

die Leute zufrieden.

Jeden Abend, sobald die Dämmerung hereinbricht, geht er mit Rachel spazieren. Auf die andere Seite der Ponte del Bartolini.

Das wird eine traurige Geschichte, vermuten die Menschen.

Oder ekelhaft, warnen andere.

Auch Lorenzo ist jetzt zum Studium in Turin, wie seine Brüder. Sie sagen, dass er Jura studieren möchte, er möchte Jurist werden, kannst du dir das vorstellen? Schlaun sind sie ja schon, diese Romanelli-Brüder.

Als er tatsächlich einmal zu Hause ist, um das Frühlingsfest von 1938 herum, redet er ganz anders als seine Brüder. Und Reden schwingen kann er!

Nun ja, das konnte er schon immer.

»Was hältst du denn vom ›Anschluss?‹«, fragt er Antonio geradeheraus.

»Dem ... ›Anschluss?‹«, will Maria wissen. »Noch ein Löffelchen brodo, Guiseppe?«

»Das ist das Wort für ... hm ... den Zusammenschluss, Mama, bei dem Hitler vor rund sechs Wochen Österreich dem Deutschen Reich einverleibt hat«, erläutert Antonio. »Bekomme ich auch noch ein Löffelchen brodo? Du kannst daraus aber gern auch einen richtig großen Löffel machen, bitte.«

»Das ist erst der Anfang«, behauptet Lorenzo aufgeregt und hält ebenfalls seinen Teller hin.

»Deutschland und Italien werden der ganzen Welt eine Lektion erteilen, wartet nur ab! Hier, ich nehme gern noch etwas, Mama.«

Marco runzelt die Stirn. »Du redest, als würde dir Hitlers Art, die Dinge anzugehen, gefallen«, entgegnet er ernst.

»Natürlich gefällt mir die. Deutschland hat sich nur das zurückgeholt, was ihm der Versailler Vertrag gestohlen hat. Hitler ist der starke Mann Europas und Mussolini ist der schlaue. Zusammen sind sie unbesiegbar«, verkündet Lorenzo.

Jetzt legt Antonio seinen Löffel zur Seite. »Lorenzo, wie kommst du denn auf diesen Unsinn?«, will er wissen. »Ich fürchte, die Mussolini-Jugend hat dir Flausen in den Kopf gesetzt. Und ich habe noch gesagt ...«

»... dass ich nicht auf die Versammlungen gehen sollte«, vollendet Lorenzo seinen Satz.

»Nun, ich habe es trotzdem gemacht und ich bin auch froh darüber, denn jetzt weiß ich wenigstens eine Menge Dinge, von denen dieses rückständige Dorf hier noch nicht einmal geträumt hat.«

Da steht Guiseppe Romanelli auf, mit einem sehr ernsten Gesicht.

Seine ganze Familie schaut zu ihm auf. Sie wissen alle, was jetzt kommt.

»So redet man nicht über unsere Leute«, erklärt Antonio in seinem Namen. »Du kannst denken, was du möchtest, und das Geschwätz der Mussolini-Jugend für bare Münze nehmen, aber unsere Leute lässt du aus dem Spiel.«

Da steht Lorenzo ebenfalls auf. Danach Antonio. Und Marco.

»Setzt euch wieder hin«, ruft Maria Romanelli. »Wir essen noch.« Alle nehmen wieder Platz und essen weiter.

Die Worte bleiben jedoch im Raum hängen und nicht allein dort: im ganzen Haus, im ganzen Dorf. Selbst als das Frühlingsfest schon lange Zeit vorbei ist und Antonio und Lorenzo mit dem Bus zurück nach Turin gefahren sind, sind die Worte immer noch da.

Man darf es sicher nicht schade finden, wenn ein Mord missglückt ist, oder?, fragen die Frauen einander. Das ist doch sicher Sünde, oder?

Ein Anschlag auf einen politischen Führer ist kein Mord, sagen die Männer. Es ist eine nationale Katastrophe, dass der missglückt ist.

»Der Anschlag auf Hitler ist auch schon missglückt«, erklärt der Arzt ärgerlich.

Der Priester sagt nichts, weil er zwischen zwei Gedanken hin- und hergerissen ist: Sünde auf der einen Seite und Nationalismus auf der anderen.

»Worüber redet ihr denn nun schon wieder?«, fragt Sofia ungeduldig, während sie sich ihre

Mehlhände an der Schürze abwischt. »Ich will dieses mordlüsterne Geschwätz hier im Haus nicht haben, kapiert? Ich bin doch jetzt schon mit den Nerven fertig.«

»Pietro hat gesagt, dass es einen Anschlag auf Mussolinis Leben gegeben hat«, erklärt Luigi gewichtig. Er hat gut zugehört, deshalb weiß er jetzt alles.

»Du liebe Güte!«, ruft seine Frau geschockt. »Hast du gesagt, ›ein Anschlag auf sein Leben‹? Das ist doch Mord!«

»Ja, Frau, ein Anschlag auf sein Leben, der Doktor hat es selbst gesagt. In Kobarid, glaube ich, durch ein paar Slowenen, die gegen den Faschismus sind. Aber es war vergeblich.« Luigi schüttelt seinen grauen Kopf. »Er lebt noch«, fügt er zur Erläuterung hinzu.

Da richtet Sofia ihre Schultern. »Ich weiß ganz genau, was ›vergeblich‹ bedeutet, Luigi Androtti«, verkündet sie laut und deutlich. »Du brauchst mich nicht zu behandeln, als ob ich dumm wäre!«

»Nein, mein Schatz«, erwidert der und nimmt den Korb. »Dann gehe ich jetzt mal ein paar Tomaten für das Abendessen pflücken.«

In dieser Zeit sehen die Menschen in einem dieser Turiner Filme, die vor dem Hauptfilm gezeigt werden und über die sich der Arzt immer so aufregt, dass die Soldaten des italienischen Heeres mittlerweile den deutschen Paradeschritt imitieren. Wie hölzerne Soldaten mit einem stockartigen rechten Bein marschieren sie in Rom über den Platz. Den Passo Romano, nennt Mussolini ihn, den römischen Schritt.

Das erzählt die blecherne Stimme, die aus dem straff gespannten Laken ertönt. Großer Ruhm steht Italien bevor, denn unser Volk ist stolzer Träger der westlichen Zivilisation, der Erbe des Römischen Reiches.

»Unser Volk und unsere Führer machen Hitler alles nach«, erklärt der Arzt laut und deutlich. An diesem Abend sehen nur wenige Menschen den Hauptfilm. Der Doktor steht auf und geht weg. Die anderen Männer folgen ihm, um zu hören, was er denkt. Hat sein Sohn, der Journalist in Rom, vielleicht etwas gesagt? Die Mütter schleifen ihre Kinder nach Hause, um sie ins Bett zu stopfen, und anschließend sitzen sie da und warten auf ihre Männer. Nur ein Grüppchen junger Leute bleibt sitzen, aber auch sie beachten kaum, was auf der Leinwand läuft. Schließlich sind mit dem Weggang ihrer Väter und Mütter auch die Grenzen des Anstands mehr oder weniger verschwunden.

In den letzten Tagen des Jahres 1938 bekommt das Gesicht von Marco Romanelli immer ernstere Züge. Und Rachels Lachen verstummt. Im Sprechzimmer hören die Menschen die Nachrichten im Radio und am Mittwoch danach lesen sie sie in der Zeitung, die mit dem Bus aus der Stadt gekommen ist. Die Leute hören und lesen, aber sie behalten die Worte lieber für sich. Auf jeden Fall vorläufig, einfach weil sie es wissen. Doch wie ein giftiges Gas dringen die Worte und das Wissen in alle Ecken und Ritzen hinein.

»Antonio, was wird denn nun geschehen?«, will Gina wissen. Sie ist so froh, dass er wieder einmal übers Wochenende hier ist, denn er wird es wissen – er weiß immer, was zu tun ist. Er gibt ihr keine Antwort.

»Wie kann das sein?«, fragt sie mit wachsender Verzweiflung in der Stimme. »Gerade als wir gedacht haben, dass alles gut wird, nachdem Herr und Frau Rosenfeld so lange mit deinen Eltern gesprochen haben und dann gemeinsam herausgekommen sind ... Antonio! Was jetzt?«

Denn Mussolini tritt in Hitlers Fußstapfen. Sein neuestes Rassengesetz bestimmt, dass alle Juden aus dem Staatsdienst entfernt werden, Vollzug sofort.

Das Gesetz verbietet auch jede Eheschließung zwischen Juden und Italienern.

Ganz egal, wie sehr sie sich lieben.